

Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]

Autor(en): **Vuilleumier, J.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 21

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644183>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

ROMAN VON J. F. VUILLEUMIER

1. Fortsetzung

«Aber gewiss nicht! Nur die Metropolitan Oper... das ist doch...»

«Nicht unerreichbar für eine Katharina Bigler», lächelte er überzeugt und glücklich.

Grossvater Frei... die Metropolitan Oper... ihre Sendung... Trinis Gedanken waren ganz unbeschwert, da ihr heute abend alles wieder möglich schien wie das Gelingen des fast vollendeten Stempels, den Peter erzwang. Eine gleiche unruhige Ungeduld packte sie wie den Bruder. Sein Lieblingslied fiel ihr ein. Sie summt es zuerst leise, bis die Töne in ihrer reinen Sopranstimme mild durch das Zimmer zogen: isch öppen-e Mönsch uf Ärde...

Simelibärg...

Als Grossvater um Mitternacht heimkam, beglückt und aufgeregt darüber, dass er wieder einmal im Orchester hatte mitspielen dürfen... die ganze Aufführung des Barbiers di Seviglia sei eine herrliche gewesen, unerhört schön wie nie zuvor, die Orchesterleute hätten ihn gefeiert, als ob er der eigentliche Gast des Abends bedeutete... da hatte auch Peter den letzten Strich in die Matritze gekratzt.

«Fertig?» fragte Trini.

Peter nickte nur, als ob die Spannung, die ihn in den letzten Wochen Tag und Nacht erfüllte, zusammengefallen sei. Er sah auf einmal bleich und hohlwangig aus wie nach einer übergrossen Anstrengung. Er stützte das Gesicht in die Fäuste und staunte mit leeren Augen vor sich hin.

Grossvater Frei hatte seine Geige sorgfältig beiseite getan und sich genau vergewissert, dass sie wohlverwahrt an ihrem Ort sei. Nun trippelte er zum Tisch und schaute neben Peters schmaler, knochiger Achsel die Arbeit an. Er zog die Augsbrauen hoch, nickte langsam und voll Bewunderung: «Eine schöne Medaille, Bub. Wer das kann, darf sich sehen lassen.»

Trini lächelte bitter. Sie mochte nichts einwenden, als Peter einfach still blieb. Allen schien die Arbeit des Jungen etwas ungewöhnlich Kostbares zu sein. Niemand dachte daran, was er

eigentlich damit vor dem Gesetz bringend. Grossvater Frei wollte sich den Stempel noch näher anschauen, aber Peter wies ihn leicht verärgert, übermüdet weg: «Wir gehen jetzt schlafen.»

«Natürlich tanzen wir nicht die ganze Nacht wie der Lump am Stecken», kicherte der Alte, «aber deswegen und wenn wir auch schlafen gehen, ist es doch eine schöne Medaille, Bub, ein Kunstwerk. Ich bin stolz darauf. Das war ein guter Tag, vom Herrgott geschenkt: Zuerst meine Musik und der Barbieri und nun die Freude an dem, was du zustande bringst, Bub!»

«Gute Nacht miteinander», war Peters schroffe Antwort. Er löste den Schraubstock vom Tisch, packte sein Werkzeug zusammen, nahm alles mit sich in seine Kammer, wo er es in einer alten, soliden Kiste verschloss. Er wusste, dass er etwas Schweres beendet hatte. Plötzlich fiel ihm ein, dass das Zweite, noch Schwerere, ihm und allen bevorstand: Die Verwendung des Stempels, das Einreichen des Auswanderungsgesuches, das Warten auf Bericht — dieses Warten, bei welchem jede Stunde die erlösende Zusage oder die Katastrophe des Entdecktwerdens bringen konnte: Die Unruhe liess Peter trotz seiner Müdigkeit in dieser Nacht lange nicht einschlafen, bis er sie mit einem verbissenen Eigensinn von sich schob:

Selbstverständlich wird die Antwort nur eine Zusage bringen; selbstverständlich wird niemand die Fälschung erkennen. Ich werde den Stempel morgen noch einmal genau überprüfen, und dann...

Er drehte sich nach der Wand und schlief endlich ein.

*

Seit vierzehn Tagen sind die Papiere fort, die wohl ausgefüllten Formulare für Mutter Dora Bigler, Grossvater Frei, Trini — und das gefälschte Formular Peters.

Seit vierzehn Tagen haust ein fremder Gast in den engen Räumen der Mansardenwohnung: die Unruhe! Grossvater Frei achtet am wenigsten darauf.

Mutter Bigler gibt sich mit ihr ab wie mit einer harten Mehrarbeit, die neben dem Waschen und Putzen einfach noch bewältigt werden muss und die sie bedeutend mehr ermüdet, als alles Waschen und Putzen zusammen. Peter weicht dem fremden Gast aus. Er ist selten daheim zu treffen, obwohl er nicht ohne weiteres zugeben möchte, dass er die Unruhe deshalb losgeworden sei. Er will sie nicht sehen und ist von einer Betriebsamkeit, die überraschen würde, wenn Trini nicht genau wüsste, wie sich Peter durch sein hastiges Geschäftigsein selbst zu täuschen sucht.

Er hilft, das Auswandern, den Umzug vorbereiten, wo er kann, als ob die Bewilligung bereits eingetroffen sei. Er hat geschickte Einfälle, wie man den Haushalt am leichtesten reduziere, wo man Möbel und Küchenwaren am besten verkaufe. Er stöbert Liebhaber für die unscheinbarsten Dinge auf, bis Trini und Mutter sich wehren, damit die Wohnung nicht schon geräumt wird, bevor überhaupt etwas Bestimmtes feststeht!

Besonders Trini kann ihre letzten Zweifel nie loswerden. Sie hat sich wohl zu einem immer lächelnden Optimismus erzogen. Aber es gibt abends mehr Stunden als früher, in welchen sie plötzlich kleinmütig werden will und verzagt. Dann meldet sie sich bei Grossvater Frei, damit sie miteinander üben und neben dem Ueben von der Zukunft in Amerika, von ihrer Sendung als Sängerin und grossen Künstlerin plaudern. Grossvater ist zu beidem immer gern bereit. Er hat sich mit dem Gedanken von Trinis Künstlerlaufbahn derart vertraut gemacht, dass er ihn wie eine unbestrittene Tatsache behandelt.

Er wird beim Ueben von einer peinlichen Genauigkeit und Strenge, regt sich zitternd auf, weiss in einer verletzenden Art zu tadeln, dass Trini Mühe hat, die Tränen zu verbeissen. Aber wenn sie dann mit Beharrlichkeit durchhält und gewinnt, ist er auch von einer rührenden Begeisterung und einer die Berge versetzenden Zuversicht. Dann bittet er in kindlicher Hilflosigkeit Trini um Verzeihung, weil er vorher mit ihr böse war. Trini spürt, wie leid es ihm tut, wie er am liebsten immer nur froh und lobend mit ihr umgehen möchte. Sie spürt aber auch, wie er selbst sein Letztes drangibt, um aus ihr jene grosse Künstlerin zu machen, von der er träumt.

Er bleibt von einer eigenartigen Ehrlichkeit. Selbst wenn er seine Strenge bedauert, bereut er sie nicht und nimmt sich nicht etwa vor, nachgiebiger zu werden. Er bleibt das nächste Mal ebenso unerbittlich gegen Trinis Schwächen, ebenso unnachgiebig in seinen eigenen Anforderungen, die er an sich und das Mädchen stellt. Er reibt sich in diesem Kampf am meisten selbst auf. Und er erzielt damit zum mindesten



Emmentaler Berglandschaft. — Breitenboden im Trub

sten das Eine, das er in seiner Greisen-
schlauheit genau weiss: Er steigert
Trinis Ehrgeiz. Das Mädchen gibt sich
eine unmenschliche Mühe, Grossvaters
Wünschen gerecht zu werden. Da es
den Tag über eine anstrengende Arbeit
im Geschäft zu bewältigen hat, sind
diese Übungsabende doppelt hart ge-
worden.

Aber sie schläfern die Unruhe, das
zermürbende Warten auf die Antwort
auch bei Trini etwas ein. Die Zeit ver-
geht. Der Bericht ist noch immer nicht
eingetroffen. Die Wartezeit dauert un-
gewöhnlich lang und mit ihrem langsam
quälenden Verstreichen werden Zwei-
fel und schlimme Ahnungen wieder auf-
gehoben: Misstraut man auf den ver-
schiedenen Aemtern und Konsulaten
dem Formular Peters...? Stellt man
Nachforschungen an...? Wird eines
Abends die Polizei vor der Türe stehen,
ein Detektiv in Zivil, der die Polizei-
plakette unter dem Revers trägt...
wird man Peter abführen... ihn ein-
vernehmen... ihn verhaften...?

Trini fährt oft aus solchen Träu-
men, in welchen sie alles deutlich er-
lebte, erschrocken auf, ist in Schweiss

gebadet, findet den Schlaf nicht mehr
und ist am Morgen zerschlagen und
müder als am Abend, da sie zu spät
ins Bett ging.

Es war nach einem Tag, an dem
während sämtlicher Arbeitsstunden, so
wie ein Gedanke zwischen den Maschen
der Büroaufgaben ins Freie schlüpfen
konnte, Angst und Zweifel sie ein-
fach nicht verlassen wollten, dass Trini
beschloss, Vater Bigler nach dem
Nachessen aufzusuchen. Sie hätte nicht
zu sagen vermocht, was sie von ihm
wollte und erwartete. Sie hatte im
Herzen ein unbestimmtes Gefühl, dass
er sie das letzte Mal auf der Strasse
vor Wochen aus einem Bedürfnis, mit
ihr zu reden, aus einem Heimweh nach
ihr und nach ihrer Mutter und der ein-
stigen Familie heraus, angehalten hatte.
Etwas, das ihn mit ihnen zusammen-
band, musste doch noch in ihm wach
sein. Sie wollte ihm nichts von Peters
Machenschaft erzählen, selbstverständ-
lich nicht. Sie würde ihm vielleicht we-
niges über den Plan, auszuwandern, an-
deuten, vielleicht auch nicht. Sie wollte
nur einmal sehen, wie und wo er lebte,
bevor man sich für immer trennte.

Er sollte spüren, dass ihn Trini nicht
einfach vergessen habe. Er hatte früher
an ihr immer die grösste Freude, zu
ihr die grösste Zuneigung gezeigt. Sie
hatte das als Kind nicht immer ver-
standen. Jetzt erinnerte sie sich dessen
auf einmal sehr deutlich. Sie sagte da-
heim nicht, wen sie aufsuchen wollte.
Sie redete von Ueberstunden im Ge-
schäft, von dringender Arbeit, die er-
ledigt werden müsse, da morgen das
Monatsende sei, die Bilanz...

«Soso...» sagte er. Ueber seine zer-
falteten Züge ging ein eigentümliches
Zucken... «soso... auswandern...
kommst adieu sagen...»

«Nein, Vater», antwortete Trini, «es
ist noch nicht so weit, es sind erst
Pläne, wir haben die Bewilligung noch
nicht erhalten.»

«Soso...» sagte er. Ueber seine zer-
er, ohne auf Trinis Worte zu achten,
«habt ihr genug von mir — hab euch
doch nicht mehr belästigt...»

Er redete sich in eine bittere Ver-
stimmung hinein, die die Freude ver-
drängte, welche er bei Trinis unerwar-
tetem Besuch gezeigt hatte. Die Freude
war zwar von Anfang an mit etwas

Verlegenheit gemischt gewesen und mit einer leisen Spur von Misstrauen: Will das Mädchen bei mir ausspionieren? Sie kommt nicht wegen meiner schönen Augen, sie führt etwas im Schild... mein Elend kennen lernen? Was geht sie das an? Das ist meine Sache...

Aber dann hatte er sich doch wieder an Trini gefreut und die misstrauischen Gedanken vergessen. Er betrachtete das Mädchen mit einem lächelnden freundlichen Blick, wie es neben seinem unordentlichen Bett sass und manchmal mit der Hand über die zerschlissene dünne Decke fuhr, die den ausgemergelten Körper kaum verhüllte. Das Kopfkissen war ohne Ueberzug, von einer rosagrauen Farbe und durchlöchert, dass die Kapokfetzchen wie schmutzige Wolle bei jeder Bewegung des Kranken in die Luft stoben.

Doch nun, da Trini etwas davon erwähnt hatte, sie seien im Begriff, zusammenzupacken und alle miteinander auszuwandern nach Amerika, ins gelobte Land — nun erwachte in Vater Bigler der verbissene Widerstand von neuem. Seine Stimmungen wechselten schroff: «Nein, das könnt ihr nicht sagen — ich habe euch nie mehr belästigt, ich sah sogar dich ganz selten auf der Strasse und habe nicht einmal mit dir gesprochen — ich drückte mich mehr als einmal in eine Seitengasse, wenn die junge Dame stolz daherkam... Ich bin für euch wie einer in einer andern Stadt... oder hätte ich etwa ganz fortgehen sollen? Sag's nur gleich: ihr habt euch meiner geschämt...»

«Aber nein, Vater, das kommt gar nicht in Frage, daran haben wir nie gedacht...»

Er höhnte: «Warum hättet ihr an mich denken sollen?»

Trini überhörte den Spott absichtlich: «Für Mutter und mich wird es zu schwer, hier und drüben soll es Arbeit und Verdienst in Fülle geben, wenn man recht schaffen will. Auch Peter wird dort leichter eine Stelle finden als bei der grossen hiesigen Arbeitslosigkeit. Vielleicht dass wir sogar dir später etwas zukommen lassen können...»

Sie strahlte glücklich bei dem Gedanken, dem alten, kranken Mann Hilfe sein zu dürfen.

Vater Bigler schüttelte mürrisch den Kopf: «Ich brauch euch nicht und euer Geld... kann für mich allein sorgen und übrigens...»

Die Türe ging auf: «So, hast du Besuch?» fragte eine heisere, unschöne Stimme, «Damenbesuch...» Eine verwahrloste Frau, die Haarsträhnen im geröteten Gesicht, schaute in die Stube:

«Komm nur, 's ist Trini, ihr kennt euch ja.»

«Mhm», brummte die Frau. Dann schlurpte sie davon nach der Küche: «'s ist Zeit für dein Geöff, das fade-brrrr... muss dir auch das Bein einreiben... 's wird spät...»

«Ja, 's wird spät, ich gehe jetzt»,

meinte Trini, die nicht stören wollte und fühlte, dass Marie ihr Hiersein ungern sah. Aber Vater Bigler wehrte sich: «Kannst noch lange schlafen und mir kürzest du die ruhelose Nacht, was nichts schadet.»

Seine Stimmung wechselte von neuem. Kaum dass sich Marie zeigte, war er mit Trini wieder heiterste Freundlichkeit, während er alle üble Laune gegen die Frau kehrte, die nun zwischen Zimmer und Küche ein- und ausging, den hellen Tee brachte, die Flasche mit dem Franzbranntwein suchte und sich schliesslich dahinter machte, das dünne, fleckige Bein des Alten, das verbault und verkrümmt war, einzureiben. Sie hatte Trini mit einem schiefen Seitenblick kaum begrüsst, ehe sie stumpf und verärgert zu arbeiten begann, unzufrieden, da sie die Gehässigkeit Vater Biglers spürte und sie ihm im gleichen Masse zurückgab. Vater hatte die Hände unter den Kopf geschoben, hielt die Augen geschlossen, das Gesicht war hager und grau und hatte unter den Backenknochen tiefe Höhlen, dass der Mund mit den schwarzen Zahnstummeln und dem verfärbten Schnurrbart gross und hässlich aussah. Er liess Marie hantieren und kümmerte sich nicht mehr um Trini. Manchmal zuckte er zusammen und fluchte Unverständliches. Dann schwieg er wieder oder stöhnte leise.

Trini schaute sich inzwischen im Zimmer um. Sie hatte es nicht gewagt, als sie eingetreten war, da sie Vater nicht mit ihrer Neugier verletzen wollte. Jetzt achtete er nicht auf sie. Er lag auf seinen schmutzigen Leintüchern, in seinem zerrissenen Nachthemd, durch dessen dünne Fetzen die behaarte, magerere Brust zu sehen war. Trini schämte sich, sie wandte ihre Blicke von Vaters knochiger Gestalt ab und liess sie in der Kammer herumwandern.

Nicht ein einziges Möbelstück, das an daheim erinnert hätte! Die paar armseligen, zerkratzten Gegenstände, von denen der Firnis abgeblättert war, dass das graue, nackte Holz durchblickte, musste der fremden Frau gehört haben. Marie hatte früher gedient, wusste Trini, sie sei entlassen worden, weil sie getrunken habe. Wie Vater auf sie gestossen, konnte niemand erklären, wie niemand begriff, wovon sie lebten. Dass es ihnen an Alkohol nicht fehlte, das allerdings spürte man an der ganzen Unordnung, an dem nach Wein riechenden, gehässigen Händeln, mit dem sie sich überfielen, sowie eines des andern Gesicht sah.

Ueber dem zerbrochenen Spiegel, der an der Wand neben einem verwahrlosten Büfett hing, dessen gedrehte Säulen zum Teil fehlten, dessen Türen nicht mehr schlossen, aus dessen Innern schmutzige Wäsche und zerrissene Socken hervorquollen, geisterte das blasse Licht der kaum verhüllten Deckenlampe.

(Fortsetzung folgt)

Er war ihnen schon immer feind gewesen der Berg, der wuchtig sich aus schattigen Tiefen erhob und dessen himmelnahe Felsen und Grate weit über das Tal hinsahen. Schon der Uralt der alte Melchior Schwendener, der eines Tages mit der Axt in die Wälder zog, um das nötige Holz für ein einfaches Heimwesen zu beschaffen, hatte diese Feindschaft zu spüren bekommen. Vielleicht wäre manches anders geworden, hätte er nur seine Verstiegenheit fahren lassen und das schlechte Holzhaus neben die andern des eng beieinanderstehenden Dorfes gebaut. Er hätte es auch neben der Kirche aufrichten können, dort wo im Frühling die ersten Krokusse blühen und der Wind so seltsam in den Büschen harft. Aber nein, Melchior Schwendener hatte es anders im Sinn. Am Berg sollte sein Heim stehen, auf jener sonnigen Halde, die einem den Blick frei liess in die Weite, dem Bergbach nach, der Ferne zu. Hier musste es sich wohl leben lassen, wenn einer fleissig war und voll guter Zuversicht. Zwar war die Weide bei näherem fruchtbar, aber Melchiors braune, arbeitsgewohnte Hände scheuten die Mühe nicht und sein Herz wusste um die Kraft des Glaubens.

Zuerst ging alles gut. Der Berg, in dessen Hut Melchior vertrauensvoll sein Haus gestellt hatte, nahm das neuartige Treiben mit Duldsamkeit hin und schien sich wenig um Menschenwerk zu kümmern. Auch wurde es, allen Sorgen nissen zum Trotz, kein schlechtes Jahr. Der Kartoffelacker am steilen Hang trug reiche Frucht, so dass Melchior und die Seinen gut durch den harten Winter kamen. Aber im Frühling dann, als die ersten flüchtigen Silberwolken über das Tal hinzogen, da sang nachts ein gewaltiger Wind um das Schwendenerhaus, rüttelte störrisch an den Laden, heulte im Gebälk und kündete Unheil. Anderntags ging die Lawine nieder; sie war auch in andern Jahren wobl angangen und Melchior hatte beim Bauen nie besonders sie gedacht, aber dieses Mal war sie besonders gewaltig, so dass Melchiors karges Weidland zu einem grossen Teil von Geröll und Schlamm zugedeckt wurde und es Wochen harter Arbeit brauchte, um den Boden freizubekommen. Die Schwendener schafften es; mit vereinten Kräften wurden sie den vielfachen Schwierigkeiten Meister und verzweifelten auch nicht, als einige Zeit später der Wildbach über die Ufer trat und kostbares Futter wegschwemmte. Wahrlich, all diese kleineren und grösseren Schläge wären zu ertragen gewesen, aber dann kam jener Winter, da Melchior zum Holz in den Wald hinauszog und nicht mehr heimkehrte. Wie es kam, dass der starke, berggewohnte Mensch bei der vereisten Schneise ausglitt und unter die Holzfuhre kam, konnte sich eigentlich niemand so richtig erklären.

Melchiors Ältester hatte die Liebe zum Berg vom Vater geerbt und auch seinen freien, stolzen Mut. Als Kind hatte er in heimlichen Stunden davon geträumt, Bergführer zu werden und den lockenden, im Sonnenlicht seltsam glitzenden Gipfel zu bezwingen. Nach des Vaters plötzlichem Tod jedoch brauchte die Mutter einen Beistand und seine Hilfe war ihr nötiger denn je. So waren seine sehnsuchtsvollen Träume dann verurteilt, in der harten Wirklichkeit unterzugehen, die Liebe zum Berg aber, zu eilenden Wolken und trutzigen Felsen, die blieb. Und an stillen Sonntagen, wenn der Wind durch den Lärchenwald strich und tausend glitzernden Sonnenfunken auf Firn und Felsen glitzerten, da zog er der Höhe zu, über blumenbedeckte Matten hinan, den steilen Grat entlang bis dort hin, wo der Blick in blauer Weite sich vertiefte und die grosse Einsamkeit beginnt.

Später, als im Schwendenerhaus eine neue Generation heranwuchs, wurden freilich diese Gänge seltener, aber dem Berg die Treue zu brechen, das vermochte er nicht. Und so kam es, dass an einem klaren Sommertag, als seine